



Dokumentation der Fachtagung
Gemeinsam achtsam!
Schutzkonzepte in der Jugendarbeit

30.10.2024
Haus der Jugend, Osnabrück

Inhalt

01	Vorbemerkungen	2
02	Grußworte von Wolfgang Beckermann	3
03	Vortrag 1: Schutzkonzepte in einer Kultur der Achtsamkeit	4
04	Vortrag 2: Online-Befragung zum Thema Gewalt	11
05	Workshop 1: Das Schutzkonzept vom Verein Fokus e.V. als Praxisbeispiel	14
06	Workshop 2: Awareness als präventiver Ansatz in der Kinder- und Jugendarbeit	16
07	Workshop 3: Was macht die Pädagogik, wenn die Sexualität kommt?	17
08	Workshop 4: Sexualisierte Gewalt und das Thema der Verantwortung	20
08	Workshop 5: Bist Du sicher?	22

01

Bildquellen: freepik.com, istock.com,
Michael Rudolph

Konzeption & Realisierung:
GELBE GARAGE Werbeagentur

01 Vorbemerkungen

Am 30.10.2024 fand in Osnabrück die Fachtagung „Gemeinsam achtsam – Schutzkonzepte in der Jugendarbeit“ statt. Sie wurde vom Bereich Qualitätsentwicklung im Fachdienst Jugend des Fachbereiches für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Osnabrück veranstaltet.

Die Fachtagung fand im Rahmen des laufenden Qualitätsentwicklungsprozesses zur Erarbeitung von Schutzkonzepten für die Jugendarbeit gemäß § 11 Achten Sozialgesetzbuch (SGB VIII) statt.

Die für die Osnabrücker Fachtagungen für die Jugendarbeit inzwischen selbstverständliche Einbindung von Zielgruppen in die Tagungsinhalte geschah in diesem Jahr über einen Kunstwettbewerb, der vom Haus der Jugend verantwortet wurde. Unter der Fragestellung „Bist Du sicher?“ konnten Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene sich künstlerisch auseinandersetzen. Die Einblicke, welche die Kunstschaffenden durch ihre Einreichungen den Betrachtenden erlaubten, verdeutlichten die gedanklichen Auseinandersetzungen der jungen Menschen. Diese auszudrücken und in den Prozess der Schutzkonzepte einfließen zu lassen, bilden einen wesentlichen Bestandteil bei deren Erarbeitung. Schutzkonzepte sind unbedingt partizipativ zu erstellen, denn nur junge Menschen selbst können - über den strafrechtlichen Rahmen hinausgehend - ausdrücken, welchen Schutzbedarf sie haben und wo sie Gefahren und Unsicherheiten für sich erkennen! Einige der eingereichten Kunstwerke wurden dem Plenum der Fachtagung präsentiert. Einen vertieften Blick konnte man im Workshop 5 erhalten, der sich mit Kunst als Methode im Schutzdiskurs befasste.

Erstmals wurden auf der Fachtagung eine „Triggerwarnung“ hinsichtlich der präsentierten Inhalte ausgesprochen sowie Awareness-Personen zur Unterstützung eingesetzt. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Schutz und Gewalt sensibilisierte also bereits die Organisation der Fachtagung.

Den inhaltlichen Kern der Fachtagung bildete der Blick auf sexualisierte Gewalt als eine der zentralen Gewaltdimensionen (und gleichermaßen trauriger Anlass für die Notwendigkeit von Schutzkonzepten aufgrund zahlreicher Missbrauchsfälle überhaupt). Insbesondere ist das Thema der Sexualität aber für Schutzkonzepte in der Jugendarbeit relevant, da in diesem Arbeitsfeld sexualpädagogische Konzepte beziehungsweise vergleichbare Inhalte bislang keine größere Rolle spielen.

Die Fachtagung war mit 65 Teilnehmenden zwar nicht ausgebucht, was auch am Termin unmittelbar vor einem gesetzlichen Feiertag lag. Dies erwies sich im Laufe der Tagung aber als großer Vorteil, denn die daraus resultierenden kleineren Workshop-Gruppen ermöglichten eine intensivere Auseinandersetzung. Dieses auch für zukünftige Tagungsplanungen relevante Feedback kam von vielen Teilnehmenden.

Besonderer Dank geht an alle Referierenden, die durch ihre Expertise die Fachtagung wesentlich bereichert haben, an das Haus der Jugend, das mit seiner professionellen Infrastruktur immer wieder sehr zum organisatorischen und inhaltlichen Gelingen beiträgt, an die Protokollführenden, die die wesentlichen Ergebnisse aus den Workshops gesichert haben und an alle Teilnehmenden, die sich engagiert und professionell in die Jugendarbeit einbringen.

02 Grußworte von Wolfgang Beckermann

Erster Stadtrat in Osnabrück

Sehr geehrte Teilnehmende und Referierende der heutigen Fachtagung „Gemeinsam achtsam! Schutzkonzepte in der Jugendarbeit.“ Ich freue mich, Sie heute im Haus der Jugend begrüßen zu dürfen.

Mit der letzten Reform des Achten Sozialgesetzbuches (Kinder- und Jugendstärkungsgesetz, kurz KJSG) schreibt der § 45 Absatz 2 Nr. 4 als Pflichtaufgabe vor, dass Einrichtungen, die einer Betriebserlaubnis bedürfen, ein Konzept vorlegen müssen, das den Schutz vor Gewalt, geeignete Verfahren der Selbstvertretung und Beteiligung sowie Möglichkeiten der Beschwerde in und außerhalb der Einrichtung sicherstellt. Kurzum: Sie sind verpflichtet, Schutzkonzepte vorzulegen. Darüber hinaus besteht gemäß KJSG der Auftrag und die Empfehlung für alle Angebote der Kinder- und Jugendhilfe, Schutzkonzepte zu entwickeln und entsprechend umzusetzen.

Für Jugendfreizeiteinrichtungen gilt zwar keine Verpflichtung, weil sie keine Betriebserlaubnis im Sinne des § 45 SGB VIII benötigen, wohl aber die Empfehlung:

Denn berücksichtigt man den Auftrag der Jugendarbeit, nämlich junge Menschen auf ihrem Weg zu eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeiten zu begleiten, dann wäre es gerade für Jugendfreizeiteinrichtungen als die Einrichtungen, die junge Menschen von sich aus freiwillig besuchen, irritierend, wenn sie sich nicht dem Schutz und dem Wohlergehen junger Menschen widmen würde.

Mit dem weit zu fassenden Auftrag der Jugendarbeit eröffnet sich die Dimension des Schutzbegriffs nämlich nicht „nur“ als konkreter Schutz vor allen Ausprägungen von Gewalt, sondern darüber hinaus auch als umfassender präventiver Ansatz, um jungen Menschen (1) Wahlmöglichkeiten zu bieten, (2) kritische Auseinandersetzung zu fördern und (3) Entscheidungsfähigkeit auszubauen; eben das, was in der Fachsprache Ihrer Profession als „Choice, Voice und Exit-Optionen“ bezeichnet wird. Und genau das ist es auch, was junge Menschen in unserer Gesellschaft erfahren sollten: die Möglichkeit zur gleichberechtigten Teilhabe, um sich als selbstwirksam erfahren zu können. Diese Form des Schutzes über den Weg der Beteiligung stärkt Individuen und in der Folge den gesellschaftlichen Zusammenhalt über Grenzen hinweg.

02

Die Stadt Osnabrück selbst befasst sich auf unterschiedlichen Ebenen mit dem Thema Gewalt und ihrer Prävention. Beispielhaft nenne ich hier

- Kinderschutzkoordination im Fachbereich für Kinder, Jugendliche und Familien
- Referat für Chancengleichheit mit seinen diversitätsbezogenen Ansätzen
- Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz durch präventive Projekte an Schulen
- Förderung der Erziehungsberatungsstellen und ProFamilia
- Und aktuell nun der Fachdienst Jugend. Hier werden seit dem vergangenen Jahr im Rahmen der Qualitätsentwicklung „Schutzkonzepte für die Jugendarbeit“ entwickelt. In einem breit angelegten Prozess unter Beteiligung der freien Träger der Jugendhilfe sowie aller kommunalen Jugend- und Gemeinschaftszentren werden hier gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen Rahmenbedingungen diskutiert und erarbeitet, unter denen der Schutz der höchstpersönlichen Rechte junger Menschen und das Wohl umgesetzt und weitestgehend garantiert werden können.

Wenn Sie sich also heute vertieft mit unterschiedlichen Aspekten von Schutzkonzepten befassen und diese als Inspiration für Ihre tägliche Arbeit mit jungen Menschen mitnehmen, trägt das in erheblichem Maße dazu bei, den Gedanken der Friedensstadt zu übertragen, die Attraktivität der Jugendeinrichtungen im Stadtgebiet zu festigen und im gleichen Maße jungen Menschen zu versichern: „Unsere Jugendeinrichtungen sind geschützte Räume, in denen Ihr Euch sicher und wohlfühlen könnt.“

Für diese wichtige Aufgabe wünsche ich Ihnen viel Energie.

Ich danke an dieser Stelle insbesondere den Referierenden der Vorträge und Workshops

- Prof. Dr. Florian Eßer von der Universität Osnabrück
- Steuerungsgruppe Schutzkonzepte (Svenja Eickhoff, Sarah Manukyan, Michael Rudolph und André Chladek)
- Fokus e.V (Rike Bever, Anna Netzel, Steffen Tobergte)
- Madou Klaes
- Danilo Ziemen, Institut für Sexualpädagogik
- Darne Stober
- Celine Scheithauer
- Lisa Rehbock

Zusätzlicher Dank geht an André Chladek und Nicola Wütherich für die inhaltliche und organisationale Ausgestaltung der Fachtagung.

03 Schutzkonzepte in einer Kultur der Achtsamkeit

Der inhaltliche Teil der Fachtagung beginnt mit dem Vortrag von Herrn Prof. Florian Eßer und bietet einen Einstieg in den Fachtag. Er unterteilt seinen Vortrag in insgesamt fünf Punkte, die nachfolgend dargestellt werden.

1. Schutzkonzepte in der offenen Kinder- und Jugendarbeit

Nach Aussage von Prof. Eßer sind aktuell viele Einrichtungen der Jugendhilfe auf dem Weg hin zu einer Schutzkonzepte-Entwicklung, weil sie entweder müssen oder weil es ihnen durch das Kinder- und Jugendstärkungsgesetz (KJSG) sehr nahegelegt wird. Nicht überall trifft die Erarbeitung der Schutzkonzepte dabei auf Offenheit, da dieser Prozess einen hohen zeitlichen und personellen Einsatz erfordert. Die Mitarbeitenden in der Kinder- und Jugendarbeit müssen seiner Meinung nach einen weniger weiten Weg gehen als andere Kolleginnen und Kollegen aus anderen Bereichen der Jugendhilfe, weil es so etwas wie eine Wahlverwandtschaft gibt zwischen dem, was man heute aktuell unter einer guten Schutzkonzepte-Entwicklung versteht und dem, was die Grundsätze der offenen Kinder und Jugendarbeit ausmacht: Wenn wir also heute sagen, dass Schutzkonzepte nicht top down, sondern bottom up gemeinsam mit denjenigen, die sie betreffen, auch entwickelt werden, dann entspricht das schon im Grundsatz der Partizipation, die in der offenen Kinder- und Jugendarbeit schon lange bekannt ist und gepflegt wird.

Entscheidend für die Legitimation und Anerkennung von Schutzkonzepten ist deren Formulierung aus der Perspektive der potenziell Betroffenen. Das bedeutet auch, dass Schutzkonzepte sensibel sein müssen für Differenzen, für unterschiedliche Bedürfnisse und für unterschiedliche Grenzwahrnehmungen. An dieser Stelle werden die beiden Grundsätze der Selbstbestimmung und der Offenheit deutlich, die als Kernprinzipien wesentlicher Bestandteil der offenen Kinder- und Jugendarbeit sind. Das heißt also, im Feld der offenen Kinder- und Jugendarbeit fällt der Einstieg in die Schutzkonzepte-Entwicklung deutlich leichter als in anderen Feldern, in denen man erst eine partizipative Grundkultur entwickeln muss.

Die Forschung hat gemäß Prof. Eßer trotz dieser Wahlverwandtschaft aber festgestellt, dass es einen sehr unterschiedlichen Stand gibt, was die konkrete Umsetzung von Schutzkonzepten in der Kinder- und Jugendarbeit angeht. Seines Wissens

nach gibt ebenso Einrichtungen, die schon sehr früh in den Prozess eingestiegen sind als auch solche, die sich noch nicht auf den Weg gemacht haben. Und es gibt eine große Menge von Einrichtungen, die sich jetzt auf den Weg machen und erst einmal aus der Perspektive der jungen Menschen in der Kinder- und Jugendarbeit fragen: „Wie sieht es denn bei Euch in den Einrichtungen aus? Wie erlebt Ihr denn eigentlich den Alltag dort?“

Und da gibt es laut Studienlage aus der Sicht von Prof. Eßer drei gute Nachrichten:

- „Die jungen Menschen, die wir gefragt haben (sowohl in den standardisierten Online-Befragungen als auch im mündlichen Gespräch) haben mehrheitlich gesagt: Ja, in unseren Einrichtungen finden wir Unterstützung der Ansprechpersonen. Wir finden die Leute, die ein offenes Ohr haben, mit denen wir sprechen können und das ist erst einmal eine wichtige Grundvoraussetzung.“
- „Junge Menschen erleben sich als wirkmächtig in den Einrichtungen. Sie haben das Gefühl, sie können wirklich auch partizipativ die Angebote mit entwickeln; sie sind dabei und erfahren sich als selbstwirksam. Weiterhin ist es für sie wichtig zu wissen, grundsätzlich etwas bewirken zu können, und dass das, was sie sagen und machen, auch einen tatsächlichen Effekt hat.“
- „Und drittens haben sie das Gefühl, sie können sich in den Einrichtungen offen äußern, wenn sie etwas bedrückt, wenn sie was bewegt und auch wenn sie eine andere Meinung haben.“

Dieses sind sehr wichtige Grundvoraussetzungen im Hinblick auf eine Kultur der Achtsamkeit und auch wenn es darum geht, sich selbst zu äußern. Gleichzeitig hat die Forschung aber auch festgestellt, dass bei einem Großteil der Befragten (und das haben auch neuere Studien bestätigt) die Debatten um Schutzkonzepte und die Frage der Sicherstellung von höchstpersönlichen Rechten bei den Jugendlichen noch nicht angekommen sind.

Daraus kann man ableiten, dass es zwar einerseits eine Wahlverwandtschaft gibt zwischen den Prinzipien der offenen Kinder- und Jugendarbeit und man auch sieht, dass diese Prinzipien im Großen und Ganzen fachlich umgesetzt werden. Aber trotzdem kann nicht davon ausgegangen werden, dass auf den Prozess der Entwicklung von Schutzkonzepten verzichtet werden könnte, weil gesagt wird, das passiert en passant, das heißt, wenn gute sozialpädagogische Arbeit gemacht wird. Und eine Gefahr wäre es dann zu sagen, dass Schutzkonzepte ja gar nicht nötig sind, weil die Kinder und Jugendlichen sich eh im Sinne der Partizipation äußern können. So ist es nicht, sondern die Mühe, die sich die Fachkräfte derzeit machen, lohnt sich. Sie ist ein weiterer Schritt, der nicht selbstverständlich ist und nicht einfach vorausgesetzt werden kann.

2. Achtsames Organisieren von Schutz

Als Nächstes stellt Prof. Eßer die Frage danach, welche Perspektive auf Schutzkonzepte und Schutz für die Kinder- und Jugendarbeit mit ihren grundsätzlichen Prinzipien richtig sein könnte. Er schlägt hier die Perspektive der Achtsamkeit vor.

Die Perspektive der Achtsamkeit kommt aus einer Kritik an klassischen Konzepten zum Umgang mit sexualisierter Gewalt. Klassischerweise waren solche Konzepte top down organisiert, das heißt, die Leitung hat sich überlegt, welche relevanten Aspekte in diesem Kontext diskutiert werden müssen. Primär ging es dabei um die Identifizierung sogenannter „schwarzer Schafe“. Die Auseinandersetzung ging also davon aus, dass es in der eigenen Organisation möglicherweise einen Einzeltäter unter den Mitarbeitenden gibt. Und daraus resultierten die Fragen: „Wie finden wir den Einzeltäter heraus? Wie kommen wir dem auf die Schliche? Wie können wir die Person dann aus der Organisation entfernen, damit wir als Organisation möglichst wenig Schaden haben?“ Vom Ablauf her war das als einmaliger Prozess gedacht, bei dem man davon ausging, dass man am Ende mit dem Prozess das ideale und perfekte Schutzkonzept entworfen hätte und dieses dann im wahrsten Sinne des Wortes abheften könne.

Vergleichbare Prozesse stellen sich aber kritisch dar, weil erstens die Basis (Mitarbeitende der Organisation) häufig nicht entsprechend beteiligt wurde und sich selbst nicht mit dem Prozessbeginn identifiziert hat, was wiederum bedeutet, dass der Prozess auch nicht wirksam sein konnte.

Zweitens wurde kritisiert, dass mit einem solchen Prozess ein unzulängliches Bild von einem (meist dann auch als pädophil gedachten) Einzeltäter vorliegt, das heißt, dass man im eigentlichen Sinne nur von einer Person ausgeht. Dem entgegen steht aber eine Frage nach der Mittäterschaft; soll heißen die Frage nach der organisationalen Mitverantwortung. Eine solche Perspektive bezieht ja weitergehende Aspekte der Verantwortung mit ein. Als Beispiele können hier passive Verantwortlichkeiten und Strukturen genannt werden (z.B. Missbrauchereignisse in der Katholischen Kirche). Es geht also um die Frage, inwieweit die eigene Organisation selbst eine Verantwortung trägt.

Mit der Frage nach der eigenen Verantwortlichkeit der Organisation wird auch der Fokus geändert. Es steht nicht mehr ein Einzeltäter im Vordergrund oder die fehlerfreie Organisation, sondern vielmehr werden die Betroffenen mit ihrem Leid fokussiert

Und ein letztes Problem ist laut Prof. Eßer, dass man lange gedacht hat, man könnte Schutzkonzepte im Rahmen eines einmaligen Prozesses entwickeln. Heute wird davon ausgegangen, dass ein solcher Prozess permanenter Teil der Organisationskultur werden muss.

03

Prof. Eßer pointiert hier, dass dieses Wissen im Grunde die "schlechte" Nachricht ist: Der Weg, den die Kinder- und Jugendarbeit mit der Erarbeitung von Schutzkonzepten geht, ist zwar kürzer und intensiv; dafür wird er nicht enden. Das bedeutet, mit der Frage der Entwicklung von Schutzkonzepten wird ein Prozess eingeleitet, der die Mitarbeitenden bis zum Ende ihrer Berufslaufbahn begleitet. Schutzkonzepte sind nichts, was auf geduldigem Papier stehen sollte, sondern etwas, das in der Einrichtung tagtäglich von den Beteiligten miteinander entwickelt, umgesetzt und gelebt wird.

Prof. Eßer verweist an dieser Stelle auf ein theoretisches Konzept¹ aus der Organisationsforschung, welches Mitarbeitende, Kinder und Jugendliche als Mitglieder einer Community of Practice begreift. Das heißt, man geht nicht davon aus, dass eine Organisation das ist, was in der Chefetage beschlossen wird und was dann durchregiert wird (das wäre ein sogenannter instrumenteller Organisationsbegriff), sondern man geht von einem institutionellen Organisationsbegriff aus, der besagt: „Wichtig ist das, was daraus von denjenigen gemacht wird, die an der Fachbasis in den Einrichtungen tagtäglich miteinander leben.“

Es gibt in jeder Organisation eine offizielle Regelung und eine „Regelung“ der Community of practice, also so etwas wie eine informelle Kultur (abseits der Regelungen). Die Unterschiede zwischen diesen beiden Formen muss man in der täglichen Arbeit im Blick haben; ebenso wie die Überlegung, nach welchen informellen Regeln denn so eine Organisation funktioniert.

Zu dem, was Prof. Eßer als eine Kultur des Hinsehens bezeichnet, bedarf es einer grundsätzlichen Atmosphäre - nicht nur was sexualisierte Gewalt angeht – als Teil der Organisationskultur, die dadurch getragen wird, dass es möglich ist, auch Bedenken zu äußern (z.B. in einem Team dem Kollegen oder der Kollegin zu sagen: „Was Du da gemacht hast, ..., also ich habe da ein ungutes Gefühl. Können wir darüber einmal sprechen?). Eine derartige Offenheit zu kultivieren – dieses „voicing concern“ - und auch wirklich Dinge anzusprechen, insbesondere wenn es um grenzverletzendes Verhalten jedweder Art geht, ist von immenser Bedeutung.

In den Forschungsprojekten, an denen Prof. Eßer mitgearbeitet hat, ging man von einer Definition aus, die sozialpädagogische Organisationen als sogenannte High Reliability Organizations (HRO) versteht. Dieser Begriff geht auf Weick² und andere zurück. Diese haben sich unter dem HRO-Fokus bestimmte Organisationen angesehen, die besonders schlecht Fehler machen dürfen (z.B. Kernkraftwerke oder Flugsicherung). Sie haben gefragt: „Was machen diese Organisationen eigentlich, dass solche Fehler nicht passieren?“ Und das erste spannende Ergebnis war, dass in diesen Organisationen andauernd Fehler passieren.

Das Wichtige ist entsprechend nicht, dass keine Fehler passieren, sondern wie mit diesen Fehlern umgegangen wird. Genau darum geht es bei der Erarbeitung von Schutzkonzepten auch. Nämlich zu sagen: „Fehler passieren. Fehler müssen passieren. Das ist der Alltag.“ Die viel spannendere Frage ist: „Haben wir eine Kultur, diese Fehler dann auch entsprechend früh zu erkennen? Haben wir Alarmsignale und können wir dann auch darüber sprechen?“

Prof. Eßer verdeutlicht dies anhand einer Grafik³. Nach dieser Grafik gibt es zwei Managementstrategien:

- **Kontrolle des Erwartbaren**

Man versucht, im Vorfeld zu erkennen, was alles passieren oder schiefgehen könnte und versucht dann, das genau auszuschließen und zu sagen: „Wenn wir das ganz genau regeln, dann wird auch nichts passieren.“

- **Management des Unerwarteten**

Man entwickelt eine Kultur des Hinsehens und des Kommunizierens und der Achtsamkeit. Man schafft flexible Instrumente, um zu reagieren. Man anerkennt Diversität sowie die Komplexität des Alltags.

Diese beiden Strategien sind eigentlich komplementäre Prozesse: Es gibt einen Rahmen, innerhalb dessen man sich bewegt, aber es gibt eben auch die Möglichkeit, im Rahmen dieser Kultur der Achtsamkeit Risiken zu antizipieren, flexibel zu reagieren und komplexe Sachverhalte anzuschauen, um dann zu überlegen: War das jetzt eine Grenzverletzung oder nicht? Handelt es sich um eindeutige Signale oder eher um schwache und bisher unbekannte Signale, die man aus der unmittelbaren Situation heraus nur schwer verstehen oder zuordnen kann? Dies sind Signale, die möglicherweise erst vielleicht im Nachhinein verstanden werden können, die aber frühzeitig angesprochen werden müssen, damit sie beim nächsten Mal direkt erkannt werden. Das wäre das Management des Unerwarteten. Dabei wird davon ausgegangen, dass es eben möglich und nötig ist, auch Dinge in den Blick zu nehmen, die erst einmal nicht geläufig sind. Das heißt nicht, dass man im Umkehrschluss das Ziel haben sollte, generell alle riskanten Situationen im Vorfeld auszuschließen und zu vermeiden (z. B. wenn man im Rahmen der Risiko-Potenzial-Analyse herausfindet, dass bestimmte Orte oder Räume, die intimer waren oder abgeschiedener waren, von Jugendlichen zwar als besonders riskant wahrgenommen worden sind, aber gleichzeitig trotzdem als sehr wichtig eingestuft wurden). Hier ist es dann wichtig, dass sozialpädagogische Fachkräfte nicht in die Haltung verfallen, alle als riskant eingestuften Aspekte abzuschaffen. Gleiches würde auch für „No-Touch-Policies“ gelten, wenn man Kindern angesichts ihres Grundbedürfnisses nach körperlicher Nähe und nach Geborgenheit und Emotionalität, die eben auch Leiblichkeit einschließt, nicht gerecht werden kann. Deswegen kann es also nicht um eine bloße Vermeidung

¹ Wenger, Etienne. (1998). Communities of practice.

² Weick, K. E., & Sutcliffe, K. M. (2001). Managing the unexpected: Assuring high performance in an age of complexity.

³ Weick, K. E., & Sutcliffe, K. M. (2001). Darstellung nach Brückner und Böwer (2015)

”

Die meisten Kinder sind fantastische, kritische Denker, bevor wir sie zum Schweigen bringen.

“

bell hooks



gehen oder um einen Ausschluss von Risiken, sondern es geht darum, sensibel mit diesen Risiken umzugehen und sich zu überlegen, wie man dann im Zweifelsfall auf schwache Signale hören kann. Und das alles ist natürlich sehr im Sinne der Kinder- und Jugendarbeit als ein informeller Lernort, der auch die Wahrung eigener Grenzen und der von anderen mit einschließt. Also wenn jungen Menschen keine Möglichkeit mehr gegeben wird, die eigenen Grenzen wahrzunehmen und über Grenzübergänge oder Schritte von anderen bei sich selbst zu diskutieren: „Wo tun sie es dann?“ Das hat gerade auch mit der Kinder- und Jugendarbeit als sozialpädagogischem Lernort zu tun. Der sollte nicht klinisch und antiseptisch werden, sondern da soll man nach wie vor die Gelegenheit haben, auch miteinander eigene Grenzen (Körpergrenzen, Intimitätsgrenzen) wahrzunehmen, auszutesten und zu verhandeln - mit der Begleitung und Unterstützung von sozialpädagogischen Fachkräften.

3. Peers als Teil der Organisation

Prof. Eßer geht als Nächstes auf die Peergroup ein.

Sozialpädagogische Fachkräfte sind natürlich in der Kinder- und Jugendarbeit klassisch immer von einer entscheidenden Bedeutung, gerade auch was die Schutzkonzept-Diskussion angeht. Allerdings war es früher eher so, dass in den klassischen Perspektiven ein gewisser Adultzentrismus, also eine gewisse Zentriertheit auf Erwachsene, dominierte und zwar in der doppelten Perspektive: Man hat einerseits gesagt, es gehe darum, dass Erwachsene natürlich die Täterinnen und Täter sind, wenn es um Gewalttaten wie sexualisierte Übergriffe geht. Aber gleichzeitig waren dieser Auffassung nach Erwachsene auch die einzigen echten möglichen Unterstützerinnen und Unterstützer. Das ist eine Perspektive, die sich nach Prof. Eßer inzwischen anders entwickelt. Er belegt das zum einen mit der MIKADO-Studie, nach der man davon ausgehen kann, dass circa 30% aller Übergriffe auf Kinder und Jugendliche auch von anderen Kindern und Jugendlichen ausgehen. Aus diesem Grund ist es auch wichtig, die Kinder und Jugendlichen selbst mit einzubeziehen, wenn es um die Frage von Täterschaft geht. Gleichzeitig hat in Online-Umfragen und auch im persönlichen Gespräch die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen erzählt, dass sie sich als Erstes natürlich der besten Freundin, dem besten Freund anvertrauen würden. Der Peer Support ist zunächst einmal ganz entscheidend für viele junge Menschen. Früher hat man das häufig als ein Versagen der Struktur gedeutet. Heute sagt man, dass es eine unglaubliche Ressource ist, die es absolut nachvollziehbar macht, wenn Kinder und Jugendliche sagen: „In solchen Situationen, in denen ich das Gefühl habe, dass meine persönlichen Grenzen nicht gewahrt wurden, vertraue ich mich erstmal einer Freundin oder einem Freund an.“ Das ist absolut zu unterstützen. Für Fachkräfte dürfte sich dann vor allem auch die Frage stellen, wie man genau die jungen Menschen, die in solchen Situationen

die Zuhörenden sind, unterstützen kann. Denn das heißt ja, dass Kinder und Jugendliche, mit denen wir tagtäglich zusammenarbeiten, nicht nur potenziell Betroffene sind, sondern auch potenzielle Supporter. Die Aufgabe besteht also auch darin, dass wir mit jungen Menschen sprechen und sie fragen: „Was ist denn, wenn Dir mal was zu Ohren kommt von einer Freundin oder einem Freund? Wie gehst Du dann damit um? Wo kannst Du Dir auch als Supporter selbst wiederum Hilfe holen?“ In einem solchen Prozess ist es dann entscheidend, dass die sozialpädagogischen Fachkräfte nicht aus der Prozessverantwortung gelassen werden, weil die Jugendlichen das alleine regeln, sondern weil sie als Teile der Organisation auf jeden Fall immer mit eingebunden werden müssen, um hier auch entsprechend einen Schutz für das gesamte Netzwerk bieten zu können. Dazu gehört laut Prof. Eßer auch, mindestens zwei interne Erwachsene als Ansprechpersonen zu benennen, damit auch die Jugendlichen selbst die Wahl haben. Und trotzdem sollten auch noch Hinweise auf externe Beratungs- und Ombudsstellen gegeben werden. Entscheidend ist also, dass es für Kinder und Jugendliche nicht nur den einen Weg gibt, sich anzuvertrauen. Viel wichtiger ist es, dass es auch ein passender Weg für die Person ist und deswegen ist es gut, wenn mehrere Optionen angeboten werden können.

4. It's complicated: Schutzkonzepte und sexuelle Bildung

Bis hierher hat Prof. Eßer mehrfach erläutert, dass gerade die Möglichkeit, eigene Grenzen wahrzunehmen und auch bei eigenen Grenzen ins Gespräch zu kommen, um auch Unwohlsein zu artikulieren, ganz entscheidende Faktoren sind. An diesem Punkt nun ist er bei einer wiederkehrenden Frage in der Erarbeitung von Schutzkonzepten angelangt; nämlich der Frage: „Ist das nicht eigentlich das, was Sexualpädagogik auch will oder immer schon gemacht hat?“ Prof. Eßer antwortet darauf mit einem entschiedenen Nein. Anders als beispielsweise in stationären Einrichtungen, wo es laut Prof. Eßers Forschungserfahrungen kaum etablierte Kulturen des wertschätzenden Sprechens über Sexualität von Jugendlichen gibt, zeigt sich das für die Kinder- und Jugendarbeit gemäß der ISI-Studie eher positiv.

Es wurden junge Menschen aus der LGBTQIA+ Community befragt, die die Kinder- und Jugendarbeit als einen sicheren Hafen bezeichnet haben. („... aber hier in der Kinder- und Jugendarbeit, das ist wirklich mein SafeSpace und da habe ich auch das Gefühl, wenn es mir nicht gut geht und so, da kann ich auch wirklich über mich, über meinen Körper, meine Sexualität etc., ich kann da wirklich sprechen“). Prof. Eßer ist der Auffassung, dass es gut wäre, wenn durch die Entwicklung von Schutzkonzepten die Frage für sexuelle Bildung sich positiv entwickeln würde in dem Sinne, dass die Möglichkeiten, eine Sprache über Sexualität und über Geschlechtsidentität zu finden und darüber, was junge Menschen sich wünschen, was gut für sie ist und was auch nicht, auf jeden Fall ein ganz wichtiger Teil der achtsamen Organisationskultur würde. Und genau das ist es, was sexuelle Bildung heute eigentlich auch möchte. Es geht also keinesfalls um eine Auffassung, die besagt, dass es einerseits Schutzkonzepte (Sexualität begrenzen) und an-

dererseits sexuelle Bildung (Sexualität fördern) gibt. Zwischen diesen beiden Polen gibt es keinen Antagonismus, sondern sie sind eng miteinander zu koppeln. Schutzkonzepte sollen keine Verhinderungskonzepte für sexuelle Bildungsprozesse darstellen! Prof. Eßer bezieht sich hier auf Henningsen⁴, nach der eine Sexualkulturbildung eben auch dazu führen soll, dass am Ende eine sexualfreundliche und gewaltmindernde Kommunikation steht. Gleichzeitig ist es aber auch so, dass die Erfahrung von Sexualität eben immer auch eine von Sexualität als Macht und Unterwerfungspraxis bei den Jugendlichen sein kann. Allein deswegen macht es didaktisch gar nicht unbedingt Sinn, Sexualität und sexualisierte Gewalt zu trennen. Prof. Eßer plädiert dennoch dafür zu sagen, Schutzkonzepte und sexuelle Bildung gehen nicht ineinander auf, denn: Schutzkonzepte, deren Entwicklung sowie die Frage der Prävention oder die Bearbeitung von sexualisierten Gewalterfahrungen haben am Ende immer noch eine andere Logik als die von sexueller Bildung. Und deswegen haben beide Perspektiven ihre eigene Berechtigung; und die großen Schnittmengen, die sie haben, nutzen sie.

5. Fazit: Keine Berührungängste vor Schutzkonzepten

Prof. Eßer schließt mit einem Fazit und bündelt seine Hauptaussagen:

- Wenn es um Schutzkonzepte geht, dann geht es um Körpersensibilität und um grenzwahrenden Umgang. Die Achtung der eigenen Grenzen heißt aber nicht, dass das Ganze körperlos stattfindet, sondern es bezieht den eigenen Leib mit ein. Und das bedeutet auch, dass es immer wieder mal zu „kleinen“ Grenzverletzungen kommen kann. Das ist normal und das ist in Ordnung. Wichtig ist, dass man das artikulieren kann und dass man als Organisation das Ganze wahrnehmen kann. Das bedeutet eben auch, dass man Dinge zum Ausdruck bringen kann, ohne den anderen daneben total zu kränken oder in seiner Position einzuschränken.
- No Touch ist deswegen keine Alternative und das natürlich erst recht nicht in der Kinder- und Jugendarbeit, die auch entsprechende sexualpädagogische Erfahrungsräume und Bildungsräume eröffnen möchte. Entsprechend ist es

eben auch wichtig, diese Räume aus Angst vor möglichen Übergriffen nicht zu entfernen oder weil die Risiko-Potenzial-Analyse etwas anderes ergeben hat. Es gibt bestimmte Dinge, die begrenzt werden können und müssen, aber es gibt eben auch vieles, was wir ungeregelt lassen sollten, weil es ausgehandelt werden muss im Alltag. Ausgehandelt zwischen den einzelnen Beteiligten, die unterschiedliche Bedürfnisse haben und die eigene Grenzen haben. Insofern ist es wichtig, sich diese Grauzone nicht zu nehmen.

- Schutzkonzepte sind insofern nicht nur eine absolute basale Möglichkeit, den Kindern und Jugendlichen, die uns anvertraut sind, die Möglichkeit zu geben, sich sicher zu fühlen, sondern sie sind auch die Möglichkeit, die Grundsätze der Kinder- und Jugendarbeit mit Leben zu füllen und an diesem Beispiel auch erneut zu zeigen, was Partizipation bedeutet: nämlich Freiwilligkeit, Offenheit und Gemeinsamkeit auf dem Weg zum Schutzkonzept.
- Achtsame Organisationen haben keine Angst vor Fehlern, aber sie haben Angst davor, Fehler nicht zu entdecken. Das heißt, sie sind fehlertolerant, grundsätzlich diskussionsfreudig, sie bieten Raum für Miteinander und begreifen das als Bildungsgelegenheiten. Das Letzte was man wollen kann, ist, dass aus dieser Schutzkonzepte-Diskussion heraus eine körperfeindliche Atmosphäre entsteht.

03

⁴ Henningsen, A. (2019). Sexualpädagogik als Beitrag zum grenzwahrenden Umgang mit Kindern und Jugendlichen. In: Thiessen, B., Dannenbeck, C., Wolff, M. (eds) Sozialer Wandel und Kohäsion. Sozialer Wandel und Kohäsionsforschung. Springer VS, Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-25765-1_8

”

**Jugendliche sprechen mit
der Stimme der Zukunft,
und es lohnt sich, genau
zuzuhören.**

Jesper Juul

“



04 Online-Befragung zum Thema Gewalt

Ergebnispräsentation: Steuerungsgruppe Schutzkonzepte

Der zweite Vortrag wurde von der „Steuerungsgruppe Schutzkonzepte“ vorbereitet. Diese Gruppe wurde eingerichtet, um die Erarbeitung der Schutzkonzepte im Rahmen des laufenden Qualitätsentwicklungsprozesses fachlich zu begleiten und zu steuern. Zu dieser Gruppe gehören Svenja Eickhoff (Bereichsleiterin Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit, Internationaler Bund IB West gGmbH) und Sarah Manukyan (Sozialpädagogin im Haus der Jugend, Stadt Osnabrück) sowie Michael Rudolph (Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz, Stadt Osnabrück) und André Chladek (Qualitätsentwickler im Fachdienst Jugend, Stadt Osnabrück).

Beim Vortrag geht es einerseits um die kurze Darstellung des laufenden Prozesses zur Erarbeitung der Schutzkonzepte für Einrichtungen und Teams der Jugendarbeit und andererseits um die Präsentation von (Teil-)Ergebnissen einer Online-Jugendbefragung zum Thema Gewalt.

Der laufende Prozess der Erarbeitung von Schutzkonzepten hat 2022 begonnen – also ungefähr ein Jahr nach Inkrafttreten des Kinder- und Jugendstärkungsgesetz. Begonnen wurde deswegen auch mit der Frage nach der Bedeutung des Begriffs „Schutz“ für Fachkräfte und für junge Menschen. Eine weitere Frage berührte dann den Umstand, wie der Schutz dann hergestellt und gewährleistet werden kann. Beim fachlichen Einstieg in diese Fragen war ein Input von Dr.in Tanja Rusack von der Universität Hildesheim sehr hilfreich sowie das von ihr und anderen veröffentlichte Buch „Schutzkonzepte in der Offenen Jugendarbeit“.

In 2023 und 2024 wurden fortlaufend Qualitätszirkel durchgeführt. An diesen Zirkeln nahmen alle Einrichtungen und Teams der Jugendarbeit in Osnabrück teil. In den Qualitätszirkeln wurden alle relevanten Aspekte der Erarbeitung von Schutzkonzepten diskutiert (Definitionen, strukturelles Vorgehen, Methodenvielfalt, Einbeziehung der jungen Menschen, voraussichtliche Gliederung und weitere Aspekte). Fortgefahren wurde mit der Risiko- und Potenzialanalyse (bzw. Gefährdungsanalyse) aus der Selbstperspektive und aus der Fremdperspektive der jungen Menschen; Letztere ist zum jetzigen

Zeitpunkt noch nicht vollständig abgeschlossen. Als nächste Schritte stehen dann die Transkriptionen der Rückmeldungen junger Menschen an sowie die Verschriftlichung dessen, was dann zukünftig die Schutzkonzepte der einzelnen Einrichtungen sein sollen.

Damit gibt es dann – zumindest im Hinblick auf die präventiven Aspekte - ausformulierte Schutzkonzepte. Letztlich wird es aber entscheidend sein, wie die formulierten Inhalte im Alltag gelebt werden, denn wie bei Prof. Eßer zu hören war, handelt es sich um nichts Geringeres als einen Prozess der Organisationsentwicklung: Wir müssen unsere Organisationen hinzu zu achtsamen, wertschätzenden und fehlerfreundlichen Umgebungen weiterentwickeln, wenn wir gemeinsam mit jungen Menschen schützende und sichere Räume gewährleisten wollen.

In einem weiteren Schritt muss dann übergreifend erarbeitet werden, wie das Vorgehen in Verdachtsfällen ist, d.h. es muss ein abgestimmtes Verfahren zum Umgang innerhalb der Träger und Einrichtungen geben. Die daraus resultierenden Handlungsanweisungen können nicht beliebig von jeder Einrichtung formuliert werden, sondern sind als übergreifende Abstimmungsprozesse auf der Ebene der einzelnen Träger zu definieren. Dieser intervenierende Aspekt von Schutzkonzepten wird also nur dort im ersten Schritt formuliert werden können, wo auch bereits diese Abstimmungen stattgefunden haben.⁵

André Chladek fährt mit Erläuterungen zur Online-Befragung⁶ fort. Mit der Online-Befragung wurde relativ kurzfristig und ohne vertieften wissenschaftlichen Anspruch versucht, ein weiteres Stimmungsbild in der Hinsicht einzuholen, um möglicherweise eine Aussage zu generieren, die das Vorhaben der Erarbeitung von Schutzkonzepten

⁵ Träger mit Einrichtungen, die über die Betriebserlaubnis (z.B. bei stationären Einrichtungen, Kitas oder andere) verpflichtet sind, ein Schutzkonzept vorzulegen, werden hier schon klare Handlungsanweisungen erarbeitet haben, die dann natürlich auch für die Schutzkonzepte der Jugendarbeit gelten.

⁶ Die Präsentation dieses Vortrags zur Befragung sowie Grafiken zu den einzelnen Fragen sind unter chladek@osnabrueck.de erhältlich.



stützt. Frei formuliert heißt das: „Dieses sind die Themen, die im Hinblick auf Gewalt und Gewalterfahrungen relevant sind und daraus ziehen wir für uns die Konsequenz, dass wir uns vertieft mit Schutzkonzepten auseinandersetzen müssen.“

Wir haben bereits erfahren, dass Stolpersteine bei der Erarbeitung der Konzepte durchaus auftauchen können. Das bewerten wir aber als Gelegenheiten zur Diskussion. Und damit wird wiederum eine grundsätzliche Qualität im Sinne der von Prof. Eßer erwähnten Fehlertoleranz ausgedrückt. Entscheidend bleibt der regelmäßige Diskurs über den Schutzbegriff.

An der Online-Befragung haben insgesamt 151 Personen teilgenommen; allerdings haben 57 Personen die Befragung nicht beendet. Das können Indikatoren sowohl für strukturelle Schwächen innerhalb der Befragung selbst sein, als auch solche auf Seiten der Teilnehmenden. Aber immerhin haben wir das angestrebte Spektrum der 14- bis 18-jährigen Jugendlichen erreicht.

Als Nächstes stellt Sarah Manukyan einige Ergebnisse der Befragung vor. Diese werden nachfolgend in Spiegelpunkten zusammengefasst:

- Die Befragung zeigt, dass über die Hälfte der befragten Jugendlichen Gewalterfahrung beobachtet oder erlebt hat. Diese Zahl spricht für sich. Interessant war in diesem Kontext die Kommentaroption, in der einige Personen das Fehlen der Frage nach der eigenen Gewaltbereitschaft anmerkten. Das ist durchaus ein spannender Punkt, der allerdings die Zielrichtung der Befragung verfehlt hätte, denn hier ging es analytisch gesehen um Betroffene und nicht um Täter.
- Auf die Frage: „Hast Du persönlich Gewalt erlebt?“ antworteten 72 Personen mit "Ja, ich habe persönlich Gewalt erlebt.“ Und auch die Anzahl von 14 Personen, die „Möchte ich nicht sagen“ geantwortet haben, erscheint hier noch ziemlich hoch und hinterlässt zumindest einen Interpretationsraum.
- Die nächste Frage: „Kennst Du Personen in deinem Umfeld, die Gewalt erlebt haben?“ wird von 92 Personen mit „Ja“ beantwortet. Auch dieses Antwortverhalten bestätigt die These, dass Gewalt Teil des Lebens junger Menschen ist.
- Eine weitere Frage lautete: „Hast Du schon einmal Nachrichten, Pics oder Clips mit Gewaltdarstellungen bzw. pornografischen Inhalten bekommen, ohne dass Du das woll-

test?“ Hier haben 44 Personen („Ja, mit beiden Inhalten.“), 13 („Ja, mit Gewaltdarstellungen.“) und 24 („Ja, mit pornografischen Darstellungen.“) geantwortet, das heißt, auch im digitalen Bereich sind immerhin 81 Personen betroffen. 39 Personen haben hier mit „Nein“ geantwortet. Hier wäre interessant, was die Gründe dafür sind.

- In den dann folgenden Fragen ging es um den eigenen (hypothetischen) Umgang mit dem Thema Gewalt, das heißt, wenn man selbst Opfer von Gewalt ist [A] oder Gewalt beobachtet [B].
- In beiden Kategorien wurde gefragt, ob man es jemandem erzählen würde, d.h. ob man darüber sprechen würde. In Kategorie [A] antworteten 64 Personen mit „Ja“ und 32 Personen waren sich nicht sicher, ob sie darüber sprechen würden. In Kategorie [B] antworteten sogar 85 mit „Ja“ und 19 Personen waren sich nicht sicher. Interessant ist aber, wen die Personen für ein Gespräch auswählten. Nicht überraschend ist, dass Peers sowohl in der Kategorie [A] mit 56 Nennungen als auch in [B] mit 59 Nennungen die überwiegende Zahl der Anzusprechenden bildeten. Daneben werden auch Eltern [A=39 B=51] als Ansprechperson genannt. Hier kann ein eindeutiger Bezug zum lebensweltorientierten und pragmatischen Handeln junger Menschen erkannt werden. Für die Wahrnehmung von Fachkräften der Jugendarbeit interessant ist der Umstand, dass im hypothetischen Fall von persönlicher Betroffenheit von Gewalt diese nicht zu den ersten Personen gehören würden [A=9], die angesprochen würden. Ihr Anteil steigt dann an, wenn im hypothetischen Fall Gewalt beobachtet wird [B=29].
- Als Nächstes wurde gefragt, inwieweit aufgelistete Anlaufstellen/Kontakte für den Fall des Betroffenen-Seins von Gewalt bekannt sind. Hier erzielte die Kampagne „Luisa ist hier“ die meisten Nennungen. Außerdem scheinen die Frauenberatungsstelle, das Frauenhaus und auch das Mädchenzentrum Osnabrück bekannte Kontaktmöglichkeiten zu sein.

Svenja Eickhoff fährt fort mit weiteren Ergebnissen und beschreibt noch einmal die Frage komplexe Auswertung der Onlinebefragung.

- Insbesondere geht sie hier auf die Skalierung (von 01-10), die vergleichsweise hohe Zahl von nicht beendeten Teilnahmen und die eben genau daraus resultierenden Auswertungen ein.
- Auf die Frage: „Welchen oder welche der folgenden Orte besuchst Du regelmäßig?“ ergibt sich ein sehr differenziertes Bild. Svenja Eickhoff wählt hier zwei Orte aus (zu Hause,

bei meinen Freunden), die am häufigsten genannt wurden und die auch mit den Aussagen von Prof. Eßer korrelieren. Sie erkennt hier, dass das Thema Schutz und Sicherheit zu einem großen Teil personenabhängig sein kann. Im Gegensatz dazu ist der Ort „allein unterwegs“ aufgrund geringerer Nennungen eher von Unsicherheit geprägt. Ähnlich sieht das dann beim Ort „Clubs, Kneipen etc.“ aus.

- Svenja Eickhoff wählt dann einzelne Orte im Hinblick auf das persönliche Sicherheitsgefühl aus. Der Ort „Schule“ ist beispielsweise von hohem Unsicherheitsempfinden geprägt. Dieser Umstand beeindruckt vor allem, wenn man berücksichtigt, welchen Zeitumfang Schule im Leben junger Menschen einnimmt. Interessant ist auch der Ort „Jugendtreff Stadtteiltreffs Jugendzentrum“. Auch hier überwiegt tatsächlich als Beantwortung das Unsicherheitsempfinden. Das ist eine wichtige Erkenntnis, denn natürlich gehen wir als Fachkräfte erst einmal davon aus, dass unsere Einrichtungen sicher sind.
- Auf die Frage: „Hast Du an diesen Orten persönlich oder gegenüber anderen Personen Gewalt durch andere Besuchende der erlebt?“ antworteten immerhin 59 Personen mit „Ja“, 30 mit „Nein“ und immerhin 14 Personen haben keine Antwort gegeben, was durchaus Interpretationsspielraum lässt.
- Die Frage: „Hast Du an diesen Orten persönlich oder gegenüber anderen Personen Gewalt durch Mitarbeitende erlebt?“ ergab, dass der überwiegende Teil der Antworten hier negativ war. Dennoch haben hier 18 Personen mit „Ja“ geantwortet und 33 „Keine Antwort“ gewählt.
- Hinsichtlich der Frage: „Gibt es an diesen Orten Erwachsene (Mitarbeiterinnen Sozialpädagogin etc.), denen Du Dich anvertrauen würdest, wenn es um Gewalt geht?“ gibt es einen Überhang bei den „Ja-Antworten“. Daran sieht man, dass es durchaus ein Vertrauensverhältnis geben kann. Der Zugang zu Informationen für die Hilfsangebote scheint hier eine besondere Rolle einzunehmen.
- Etwas, das gerade im Prozess der Schutzkonzepterarbeitung im Blick sein muss, ist die Berücksichtigung der persönlichen Bedarfe junger Menschen. Mit der Frage: „Wurdest Du an diesen Orten jemals gefragt, was Du brauchst oder ob Du etwas brauchst, damit Du Dich sicher und wohl fühlst?“ wurde genau das in den Blick genommen. Hier haben 40 Personen mit „Ja“ beantwortet haben und 43 mit „Nein“. Das zeigt, dass hier noch mehr getan werden kann.

- Frau Eickhoff geht dann noch auf die Anzahl aller nicht beantworteten oder auch nicht beantworteten Fragen ein, die ja für sich genommen auch als eine Antwort oder ein Statement gewertet werden können.
- Daraus kann der Auftrag gezogen werden, Kommunikation - hier als der Schlüssel schlechthin - zu optimieren. Dies wird auch ein wesentlicher Teil der Schutzkonzepte sein. Kinder und Jugendliche müssen sich gehört fühlen!
- Gewalt ist und bleibt ein Bestandteil des Alltags von Kindern und Jugendlichen – unabhängig davon, ob sie diese selbst erfahren oder beobachtet haben.
- Schutz und Sicherheit müssen im Alltag von Organisationen gelebt werden. Präventions- und Hilfsangebote müssen in angemessener Form für die Zielgruppe zugeschnitten sein
- Die Erstellung eines Schutzkonzeptes ist ein dynamischer und nicht endender Prozess.

04

05 Das Schutzkonzept vom Verein Fokus e.V. als Praxisbeispiel

Protokoll von Svenja Eickhoff, IB West gGmbH

Das Team von Fokus stellt sich und die jeweilige Funktion im Team vor. Im Anschluss erfolgt eine Vorstellung des Vereins Fokus sowie der unterschiedlichen Tätigkeitsbereiche des Personals (Kultur- und Veranstaltungsbereich, Organisation der Jugendkulturtage, Workshops; v.a. im Bereich Medienpädagogik, Schulsozialarbeit sowie Angebote in der OKJA). Durch die Vielfalt der Tätigkeitsbereiche wird deutlich, dass Fokus unterschiedliche Zielgruppen erreicht (Erwachsene, Jugendliche, Kinder).

Die Teilnehmenden des Workshops stellen sich ebenfalls vor. In diesem Kontext wird auch der aktuelle Stand bzgl. der Entwicklung von Schutzkonzepten im Arbeitsfeld der Teilnehmenden besprochen. Die Stände sind völlig unterschiedlich; es ist zu spüren, dass in vielen Fällen die größte Hürde in der Verschriftlichung der Inhalte liegt.

Schutzkonzeptentwicklung bei Fokus e.V.

Das Team von Fokus e.V. berichtet, dass die grundlegende Motivation zur Entwicklung eines Schutzkonzeptes in der offiziellen und fachlichen Verpflichtung lag (Haltung!). Um einen fachlichen Einstieg in das Thema zu erlangen, besuchte ein Teammitglied eine Fortbildung zur Erstellung von Schutzkonzepten. Die Ergebnisse der Fortbildung wurden im Sinne der Multiplikation in das komplette Team getragen. Hier wurde deutlich, dass das Schutzkonzept auch als Orientierungshilfe in kritischen Situationen dienen soll (Handlungsabläufe und Interventionen festlegen).

Um weiteren, inhaltlichen Input zu erlangen, wurde eine Kurzfortbildung mit dem Verein violetta e.V. (www.violetta-hannover.de) initiiert. Anschließend gründete das Team verschiedene Arbeitsgruppen, die sich mit den unterschiedlichen Bausteinen des Schutzkonzeptes auseinandergesetzt haben. Herausforderungen lagen hier beispielsweise in den unterschiedlichen Kapazitäten des Personals sowie an den verschiedenen inhaltlichen Formaten, die durch Fokus e.V. bedient werden (unterschiedliche Zielgruppen – unterschiedliche Bedarfe / Bedürfnisse). Auch die Frage nach der Haltung („Prävention als Haltung“) sorgte für Hürden (wo sind die Grenzen eines Schutzkonzeptes?).

Als „Kernerkenntnisse“ ließen sich folgende festhalten:

- Die Entwicklung eines Schutzkonzeptes ist ein fortlaufender Prozess.
- Das gesamte Team sowie die Teilnehmenden müssen in diesen Prozess involviert werden.
- Die Wege, die zu einem abgeschlossenen Schutzkonzept führen, sind individuell.

Finalisierung des Schutzkonzeptes

Das Team von Fokus e.V. berichtet, dass zur Finalisierung des Schutzkonzeptes die einzelnen AGs ihre Ergebnisse zu den Bausteinen zusammengetragen und zu einem Dokument zusammengefügt haben.

Die unterschiedlichen Bausteine sind im Fall von Fokus e.V. folgende:

- Leitbild
- Prävention
- Intervention
- Rehabilitation
- Beschwerdestrukturen
- Ansprechpersonen

Gruppenarbeit im Workshop

Im Kontext einer Gruppenarbeit besuchen die Teilnehmenden unterschiedliche Stationen zu den einzelnen Bausteinen. Es können verschiedene, inhaltliche Dinge hierzu festgehalten werden, die nach Auffassung der Teilnehmenden des Workshops im Schutzkonzept unter der jeweiligen Kategorie erfasst werden müssen.



Ergebnisse

- Leitbild: soll Offenheit, Teilhabe, Respekt, Gerechtigkeit, Parteilichkeit, Sicherheit, Freiheit... widerspiegeln; ist oftmals schon vorhanden (z.B. Träger gebunden); ist selbsterklärend; muss von der Organisation „abgesegnet“ werden.
- Prävention: Verschwiegenheitserklärung, erweiterte Führungszeugnisse (Erneuerung im regelmäßigen Turnus), Verhaltenskodex, Verhaltensampel, verpflichtende Kinderschutz-Schulungen nach Einstellung von neuem Personal, Fort- und Weiterbildungen, Was wäre wenn? – Situationen durchspielen und gewappnet sein, Partizipationskonzept.
- Intervention: Vorgesetzte hinzuziehen, Handlungs- und Dienstweisungen beachten, externe Beratung hinzuziehen, Einzel- und / oder Gruppengespräche initiieren, Verlassen der Situation, Vermittlung an andere Instanzen, Krisen- und Interventionspläne vorhalten.
- Rehabilitation: Supervision (im Team und einzeln), interne und externe Aufarbeitung im Team und mit den Zielgruppen, finanzieller Ausgleich.
- Beschwerdestrukturen: Neutralität, externe Beschwerdemöglichkeiten, klare Strukturen – klare Bearbeitung der Beschwerde (Formular), Vertraulichkeit, wenn es in der Organisation durch das QM eine klare Vorgabe zur Bearbeitung der Beschwerde gibt – mit QM absprechen.
- Ansprechpersonen: Kinderschutzbund, Insofas, Beratungsstellen, Supervision, Intervention, ansprechbare Vorgesetzte, klare Strukturen – wenig Wandel – Konstanz.



06 Awareness als präventiver Ansatz in der Kinder- und Jugendarbeit

Protokoll von Daniela Schorr, Stadt Osnabrück

1. Was ist Awareness?

In Zweiergruppen tauschten sich die Anwesenden aus, was Awareness bedeutet und wie es aussehen kann. Im Anschluss wurden die Erkenntnisse an einer Flipchart gesammelt.

Awareness bedeutet:

- Bewusstsein oder Achtsamkeit
- Wenn Awareness für ein Thema (z.B. sexualisierte Gewalt oder Rassismus) eingesetzt wird, können übergriffiges Verhalten und Grenzüberschreitungen auf persönlicher Ebene eher erkannt werden. Hierdurch können Situationen besser bewertet und eingeschätzt werden und daraus resultierend können Lösungsstrategien entwickelt werden.
- Awarenessarbeit ist in ihrer Ausrichtung immer betroffenenkonzentriert
- Awarenessarbeit setzt sich für betroffene Personen ein, um sie bei gesellschaftlichen Unterdrückungsformen unterschiedlicher Formen zu unterstützen.
- Awarenessarbeit kommt aus transformativen antirassistischen Gerechtigkeitsbewegungen der People of Color in Amerika. Für deren Anhängerschaft war es notwendig, Gerechtigkeitssysteme unabhängig von der Polizei aufzubauen

2. Warum wollen wir Awareness machen?

Gemeinsam tauscht sich die Gruppe aus warum Awarenessarbeit wichtig ist.

Wir wollen Awarenessarbeit machen, weil:

- Veranstaltungen und Angebote finden in einer Gesellschaft statt, die von systemischen und strukturellen Unterdrückungsmechanismen durchdrungen ist (z.B. Rassismus, Sexismus, Queerfeindlichkeit, Ableismus...).
- Offene Räume und Angebote, die für alle zugänglich sind und dies sein wollen, verhindern nicht, dass die bestehenden systemischen Unterdrückungsmechanismen auch hier Platz finden.
- Dementsprechend muss aktiv dagegen agiert werden, um betroffene Personen zu schützen. Hier kommt Awarenessarbeit zum Einsatz.

3. Grundhaltung von Awareness

Im Anschluss wird gesammelt, was die Grundhaltung von Awareness ist.

- **Konsens:** Individuelle Grenzen werden respektiert: Nein heißt immer Nein! Und noch wichtiger: Nur Ja heißt Ja! Für Berührungen und Handlungen zwischen zwei Personen muss eine Zustimmung eingeholt werden.
- **Definitionsmacht:** Wo ein Übergriff beginnt, bestimmt immer die betroffene Person. Sie hat das Recht zu entscheiden, wie es nach dem Vorfall weitergeht.
- **Parteilichkeit:** Die Wahrnehmung der betroffenen Person wird nicht in Frage gestellt. (Solidarität steht an erster Stelle)
- Um Personen nicht zu stigmatisieren, werden Begriffe wie: Gewalt ausübende und betroffene Personen, anstelle von Opfer und Täter genutzt.

4. Was macht Awarenessarbeit aus?

In Zweiergruppen wurde jeweils anhand eines Fallbeispiels besprochen, wie Awareness in jener Situation angewandt werden kann. Anschließend wurden die Beispiele und die dazu besprochenen Handlungsmöglichkeiten ausgetauscht.

- Die Grundeinstellung ist wichtig. Betroffene Personen werden durch eine parteiliche Positionierung und die Akzeptanz der Definitionsmacht unterstützt. Dieses ist wichtig, da betroffenen Personen häufig nicht geglaubt wird und sie meist in der Situation sind, sich verteidigen zu müssen.
- Betroffene Personen sollen im Umgang mit Gewalterfahrungen Unterstützung und Akzeptanz erfahren.
- Das Awarenesssteam handelt nicht selbstständig, sondern nur im Sinne der Person.

Möglichkeiten sind:

- Ruheräume, Gespräche, Gewalt ausübende Person verweisen, Gespräche suchen und Unterstützung anbieten.
- FLINTA*-Positionen beachten und präsent machen.
- Materialien zur Unterstützung können sein: Periodenprodukte, Wasser, Tee, Taschentücher, Stressbälle, Traubenzucker und andere.
- Aushänge und Flyer mit Hilfs- und Unterstützungsangeboten müssen sichtbar gemacht werden.

07 Was macht die Pädagogik, wenn die Sexualität kommt?

Protokoll von Sarah Manukyan, Stadt Osnabrück

1. Was bedeutet Sexualität?

Nach einer kurzen Vorstellungsrunde führt der Referent Danilo Ziem in das Thema des Workshops ein mit der These, dass „Sexualität“ eigentlich ein Thema ist, über das sich gut ins Gespräch kommen lässt. Denn niemand könne sich von diesem Thema freimachen, da es jede Person betreffe, egal wo sie sich selbst und persönlich zu diesem Thema einordnet.

In der Sexualerziehung und Begleitung Jugendlicher in der offenen Arbeit bedeute dies, das Pendel zwischen Schutz und Ermöglichung immer wieder neu auszuloten mit der Frage: Wieviel (Schutz oder Ermöglichung) braucht welche Person wann?

Sexualitätserziehung bedeute nicht: „Ich erkläre Dir Sex!“ Erwachsene sollten sich immer fragen, welche Sprache sie verwenden. Vor allem zur Gewaltprävention sei es wichtig, Körperteile und vor allem Geschlechtsteile mit Fachbegriffen und medizinischen Begriffen zu benennen (Vulva statt „Muschi“, Vagina statt „Scheide“, „Penis“ statt „Schniedelwutz“ etc.). Die Aufladung mit Sex komme immer von Erwachsenen, nicht von den Kindern und Jugendlichen, diese hätten oft ganz andere, funktionellere Fragen.

Danilo Ziem verteilt an die Teilnehmenden je zwei Moderationskarten mit dem Arbeitsauftrag, zwei Schlagworte aufzuschreiben, was „Sexualität“ bedeute und sich in Kleingruppen dazu auszutauschen. (Gesamtergebnis siehe Foto im Anhang) Denn den Begriff Sexualität gebe es erst seit circa 150 Jahren.

Blitzlichter aus der Besprechung im Plenum:

- „Nur die Männer haben Fortpflanzung aufgeschrieben“
- Sexualität ist ein sehr persönliches Thema, macht man früh mit sich selbst aus
- Später (im Jugendalter) wird es sehr äußerlich, viel Austausch mit der Umwelt
- Welche Gruppen müssen sich rechtfertigen? Idealfall wäre: Jede Form von Partnerschaft ist auf dem Level, sich nicht gesellschaftlich rechtfertigen zu müssen, sich nur nach außen zu öffnen in dem Maße, in dem man* will
- Sexualität wird schnell problematisiert
- Es wurden schöne, positive Aspekte von Sexualität aufgeschrieben → ein Problem entsteht erst, wenn „von außen reingegrätscht“, also bewertet wird
- Wir sind eine sehr privilegierte Runde → es wurden keine negativen Begriffe aufgeschrieben gerade in der Pubertät geht es mehr um Körperlichkeit (körperliche Veränderung), diese ist oft mit (innerem/seelischem) Schmerz verbunden, die Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität kommt on top

07



Danilo Ziemer fasst zusammen, dass auch schon die Diskussion der Teilnehmenden zeigt, dass Sexualität „gemacht“ wird, und es zeitliche und transkulturelle Unterschiede gibt in dem, was als „erlaubt“ und „normal“ von der Gesellschaft angesehen wird (z.B. Thema Kinderwunsch/ Fortpflanzung: Schwangerschaft einer Frau im Alter von Anfang 20 gilt heute als frühe, vor 40 Jahren als späte Schwangerschaft).

Außerdem hätten Staaten Sexualität schon immer reglementiert, dies prägte natürlich auch die Gesellschaften dieser Staaten.

Zu Beginn seiner PowerPoint-Präsentation führt Danilo Ziemer zum Begriff der Sexualität hin mit der Frage: „Wie kommt die Sexualität in den Menschen?“

Sexualität sei eine Lebensenergie, die „in uns drin“ ist, und die wir nur versuchen können, mit Worten zu beschreiben. Sie ist ein Trieb und eine Lebensenergie, die verschiedene Ausdrucksformen (geregelt durch Schutzaltersgrenzen → wer darf was mit wem?) findet und biologischen Zwecken wie Lust, Anspannung, Entspannung und Fortpflanzung sowie kulturellen Zwecken wie Stärke der Bindung (in einer Partnerschaft) dient. Wenn es um den körperlichen Ausdruck von Sexualität geht, gehe es auch immer darum, welchen Zugang Personen selbst zu ihrem Körper hätten. Oft tauche z.B. die Frage auf: Wenn ich erlernt habe, dass ich mich nicht (sexuell) berühren darf, wer darf es denn dann?

Danilo Ziemer stellt die vier Aspekte der Sexualität nach Uwe Sielert vor:

- Fortpflanzungsaspekt: Wie genau Fortpflanzung körperlich funktioniert ist bis heute nicht erforscht
- Lustaspekt: An- und Entspannung
- Beziehungsaspekt: Intime Begegnung, man macht sich verletzlich, Dynamik im Miteinander, „Nein“ sagen ist nicht immer einfach
- Identitätsaspekt (Identitätsbegriff gibt es erst seit Freud): in Kontakt treten mit eigenen Wünschen → entwickeln sich, sind nie fertig, können sich auch in höherem Alter verändern

Eine weitere Annäherung an den Begriff „Sexualität“ bietet das Modell der Sexualitätsgeschichten nach Gunter Schmidt:

- Bedürfnisgeschichte: kenne ich meine Bedürfnisse, kann/ konnte ich sie äußern, werden/wurden sie gehört?
- Geschlechtsgeschichte: welche Botschaften erhalte ich als Kind (sich als Mädchen/Junge „so und so“ zu verhalten, z.B. „Ein I*wort kennt keinen Schmerz“, „Du weinst wie ein Mädchen“ „Mädchen spielen nicht mit Autos“ etc.pp.), welche Jungen-/Mädchenbotschaften habe ich für mich verinnerlicht?
- Beziehungsgeschichte: Wie sind Bezugspersonen mit uns in Beziehung gegangen und was beobachteten Kinder im Familienkreis, Familie, Kita usw. → wie will ich eigene Beziehung gestalten
- Körpergeschichte: Wie wurde mit meinem Körper umgegangen, auch als Kleinstkind, wenn mir Gewalt angetan wurde und ich lerne, dass mein Körper nichts wert ist → warum sollte ich ihn schützen?

2. Eigene Aufklärungsgeschichte?

Die Teilnehmer:innen tauschen sich in Kleingruppen darüber aus, wie sie selbst aufgeklärt wurden und welche Personen/ Medien eine Rolle dabei spielten und ob in der eigenen Aufklärung etwas vermisst wurde.

Medien zur eigenen Sexuaufklärung:

- Bücher
- Viel zweideutige Sprache (hat Angst gemacht)
- Dr. Sommer, Aktbilder in der Bravo → die gibt es heute nicht mehr → Tipp: Penis- und Vulvengalerie Bravo online
- Peter, Ida und Minimum (Kita Buch)
- Sag, Mutter wer macht die Kinder (Janosch)
- Sexuaufklärung 8. Klasse mit Gummipenis
- Freche Mädchen Bücher
- Wilde Hühner (eine der wenigen lesbischen Figuren in einem Kinder/Jugendbuch Anfang der 2000er Jahre)
- Social Media

07

Zu der Frage, was in der eigenen Aufklärungsgeschichte vermisst wurde, berichten Teilnehmende, dass vor allem gesundheitliche Aufklärung gefehlt hat und sie z.B. gerne über (HPV) Impfungen aufgeklärt worden wären. Auch die schnelle Vergabe der Anti-Baby-Pille bei gesundheitlichen Beschwerden wie Akne oder Menstruationsbeschwerden wird kritisch gesehen. Die Teilnehmenden wären gerne über andere Verhütungsmethoden aufgeklärt worden.

3. Input: Jugendsexualität, Studienlage

Danilo Ziemer zitiert erneut Gunter Schmidt, nach dem die meisten Jugendlichen eine hohe Verhandlungsmoral in sexuellen Dingen hätten. So seien sie miteinander im Gespräch, was sie in ihrer Sexualität gemeinsam erleben möchten und sind mehrheitlich in der Lage, ihre Bedürfnisse sprachfähig zu machen. In vorherigen Generationen gab es diese Verhandlungsmoral nicht (Bürgerliches Gesetzbuch: Vergewaltigung in der Ehe war bis 1997 straffrei).

In unterschiedlichen (Sub)kulturen Jugendlicher gelten verschiedene Werte und Normen auch in Bezug auf die eigene Sexualität und das Ausleben dieser. Jugendliche geben als Hauptquelle für ihre eigene sexuelle Aufklärung das Internet und Social Media Plattformen an, außerdem werde der Unterricht der Sexualkunde in den letzten Jahren oft gestrichen, um „Coronalücken“ im Lehrplan aufzufangen.

Die von Danilo Ziemer gezeigte Partner 5 Studie zur Jugendsexualität der Hochschule Merseburg, zeigt, dass die Mehrheit der befragten Jugendlichen sehr oder mit Einschränkungen zufrieden mit dem eigenen Körper(bild) ist. Danilo Ziemer fragt die Teilnehmenden, was diese schätzen, wie viele 14-jährige Mädchen schon ihr erstes Mal hatten. Die Antworten aus dem Plenum reichen von 5%, 20 – 40% bis 70%. Die Befragung der BZgA zur Jugendsexualität von 2019 zeigt jedoch, dass nur 2-4% der befragten Mädchen ihr erstes Mal schon mit 14 erlebt haben. Diese großen Unterschiede zwischen Realität und Vermutung führt Danilo Ziemer auf die verstärkte Berichterstattung z.B. über frühe Schwangerschaften zurück. Hier zeige sich deutlich, dass die (gesellschaftliche) Meinung oft präsenter ist als das faktische Wissen aus Studien.

Die gleiche Studie komme zu dem Ergebnis, dass Jugend-

liche Kondome als Hauptverhütungsmittel nutzen. Hier gab Danilo Ziemer den Tipp, Kondome zum Verteilen in der eigenen Einrichtung bei Kondomherstellern direkt gratis anzufordern.

Die Themenfelder "Sexuelle Orientierungen" und "Geschlechtsidentitäten" spielen immer mehr eine Rolle für Jugendliche in der heutigen Zeit. Beim Thema Geschlecht gerate viel ins Wanken, auf früher klare Rollenbilder kann und wird sich immer weniger berufen. Auch wenn Homo- und Transfeindlichkeit immer noch weit verbreitet sind, gingen Jugendliche immer offener mit dem Thema LSBT*IQ um. Die Sichtbarkeit von Schwulen und Lesben habe so Auswirkungen auf die Entwicklung von Jugendlichen. Das Coming Out Alter gehe deutlich weiter nach vorne (ab ca. 12 Jahren und aktuell nähmen die Trans*-outings bei Jugendlichen zu. Trotzdem hätten 10% der queeren Menschen/Jugendliche heute einen Suizidversuch hinter sich.

4. Methodenkoffer analog & digital

- Youtube (61 Minuten Sex, jungsfragen, Auf Klo...)
- Instagram (@fragdianne, @giannabacio, @sexologisch, @docintro, @drsheiladeliz, @doktorsex.insta...)
- BZgA (loveline.de, familienplanung.de, zanzu.de),
- ProFamilia und Aidshilfe
- Youthwork NRW: www.diggiraum.de
- Wikipedia
- Bravo (Dr. Sommer, Penis und Vulva Galerie)
- Podcasts (Mission Liebe, Ist das normal?, Der sexualpädagogisch wertvolle Podcast, Eine Stunde Liebe, Frag mal Agi, HotStuff...)
- Apps: Bill Sanders, Only Human, Knowbody, BeeYou...
- Streaming Dienste (Netflix: Sex Education...)
- Tik Tok: „wahrscheinlich peinlich“ (MDR, Funk), @doktorsex
- Buchempfehlung für ganz kleine: Familie Weißbescheid
- Zanzu.de 14 Sprachen zur Sexualität
- Paomi Shop online: Plüschmodelle von Geschlechtsteilen

08 Sexualisierte Gewalt und das Thema der Verantwortung

Protokoll von Sebastian Wille, Stadt Osnabrück

Der Workshop beginnt mit einer kurzen Vorstellungsrunde, sodass alle Teilnehmenden kurz ins Gespräch kommen und die Runde aufgelockert starten kann. Zu Beginn werden Regeln vorgestellt: Der Workshop basiert auf Freiwilligkeit (voice/choice/exit), Pausen sollen stattfinden und auch selbstständig gestaltet werden, im Raum darf sich während des Workshops frei bewegt werden, Lachen ist erwünscht und aufgrund der Themenlage hilfreich → es soll nicht übereinander gelacht werden, Fehler dürfen gemacht werden.

Die Teilnehmenden füllen Zettel aus, um Fragestellungen und Themen zu notieren.

Der Tagesplan wird vorgestellt. Der Workshop wird viele Impulse beinhalten, um über das Thema in den Austausch zu kommen: Wer hat welche Verantwortung?, Betroffenen- und Täterperspektiven, gemeinsame Haltung entwickeln.

Es folgt die Behandlung der Frage:

„Was ist sexualisierte Gewalt?“

Sexualisierte Gewalt wird zunächst in drei Kategorien aufgeteilt. Sie kann einmalig, versehentlich, korrigierbar und auch vom persönlichen Erleben abhängig sein. In diesen Fällen spricht man von einer Grenzverletzung.

In einer steigenden Stufe werden Handlungen wiederholt getätigt, Kritiken oder Reaktionen werden außer Acht gelassen und es gibt keine aktive Übernahme der Verantwortung. In diesen Fällen wird aus einer Grenzverletzung ein Übergriff.

Zur dritten Kategorie lassen sich alle Aktionen einordnen, die mit einer strafrechtlichen Relevanz einhergehen und dementsprechend juristisch verfolgt werden müssen.

In allen genannten Kategorien gibt es auf der eine Seite die betroffene Person und auf der anderen Seite die Gewalt ausübende Person (GaP). Bei der Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt ist es wichtig, dass stets der Moment, nicht aber die gesamte Person definiert wird. Dies gilt sowohl für die betroffene Person, als auch für die Gewalt ausübende Person.

In einer Situation sexualisierter Gewalt stehen folglich betrof-

fene Personen und Gewalt ausübende Person in Relation zueinander. Als dritter Verknüpfungspunkt kann nun das System genannt werden. So ergibt sich das Dreieck-Modell zwischen betroffener Person, Gewalt ausübender Person und dem System.

Hieraus lässt sich die Fragestellung ableiten, wer in diesem Dreieck-Modell welche Verantwortung trägt. Die betroffenen Personen werden oft mit vermeintlichen Strategien konfrontiert: Kleidung, Ort oder Verhaltensweisen würden beispielsweise eine Rolle spielen. Von dieser Verantwortung müssen betroffene Personen befreit werden. Sexualisierte Gewalt hängt ausschließlich davon ab, ob eine Person zum Täter wird. Eine Person, die sexualisierte Gewalt erlebt, wird oft von einer hohen, bedrückenden Belastung geprägt. Diese kann durch Unglauben der Tat verstärkt und andersherum durch Glauben und kollektives Verurteilen abgebaut werden.

Die Gewalt ausübende Person muss wiederum die Verantwortung für eine ausgeübte Tat oder einer Verhaltensweise übernehmen. Gewalt ausübende Personen können jedoch nur dann an sich arbeiten, wenn wir sie nicht zu „Monstern“ machen, sie also nicht entmenschlichen. Monster können nicht an sich arbeiten.

Das System steht in der Verantwortung, betroffenen Personen zu glauben und sexualisierte Gewalt stets zu verurteilen. Es ist entscheidend, sich gewissen Machtgefällen bewusst zu sein. Hierzu gehören beispielsweise Altershierarchien, Geschlechter oder rassistische Strukturen. Diese Gefälle müssen von Personen im System bewusst wahrgenommen und reflektiert werden, da sie andernfalls Beurteilungen oder Handlungen beeinflussen können.

So lässt sich resümieren, dass betroffene Personen oftmals eine ihnen nicht zustehende Verantwortung ertragen müssen. Das System muss betroffene Personen entlasten, ihnen glauben und sexualisierte Gewalt verurteilen. Gewalt ausübende Personen müssen zur Verantwortung gezogen und gleichzeitig nicht entmenschlicht werden.

Es wird eine Geschichte vorgelesen:

Die Geschichte

In einem fernen Land lebte ein Mädchen mit dem Namen Abigail. Sie liebte Gregor, einen jungen Mann, der auf der anderen Seite eines breiten Stroms lebte. Abigail hatte große Sehnsucht, Gregor wiederzusehen. Leider hatte ein schweres Unwetter die schmale Brücke über den Fluss fortgespült. Daher ging Abigail zu Sindbad, dem einzigen Fährmann weit und breit, und bat ihn, sie überzusetzen. Sindbad war dazu bereit, stellte jedoch die Bedingung: „Du musst vorher mit mir schlafen“. Das lehnte Abigail empört ab. Sie lief zu ihrer Mutter, um ihr von ihrer misslichen Lage zu erzählen. Die Mutter sagte Abigail, dass sie sich nicht in die Angelegenheiten der Tochter einmischen wolle und sie deshalb allein entscheiden lasse. Abigail entschied sich, auf Sindbads Forderung einzugehen. Der wiederum hielt sein Versprechen und brachte sie ans andere Ufer. Nachdem sich Abigail und Gregor zärtlich umarmt hatten, erzählte Abigail, was sich ereignet hatte. Voller Verachtung stieß Gregor sie zurück und schickte sie weg. Unglücklich und enttäuscht lief Abigail zu Slug, einem guten Freund von Gregor, um ihm ihr Leid zu klagen. Slug hörte sich voller Mitleid die Geschichte an, ging zu Gregor und schlug ihn. Abigail zeigte sich darüber erfreut und zog mit Slug von dannen.

Auf einer Skala von 1-5 (1 gut, 5 schlecht) soll entschieden werden, welcher Charakter sich in welchem Umfang moralisch verhalten hat. Anschließend wird über die Platzierung in der Gruppe diskutiert.

Übung: Nähe und Distanz

Zwei Teilnehmende sollen bis zu dem Punkt aufeinander zugehen, bis sie ihre persönlichen Grenzen erreichen. Beide bleiben bei ihren Grenzen stehen. Eine Teilnehmerin wird gebeten, noch einen Schritt näher zu kommen. Die Teilnehmerin fragt vorher das Gegenüber, ob es „okay“ ist und geht anschließend einen Schritt nach vorne.

Die Gruppe reflektiert anschließend, dass sie selbst hätte einschreiten können, um als System auf die aufgeforderte Grenzüberschreitung zu reagieren. Es war gut, dass die aufgeforderte Person ihr Gegenüber gefragt hat, ob es „okay“ sei, einen weiteren Schritt zu tätigen.

Im weiteren Verlauf des Workshops werden zu der Frage:

„Welche Gefühle können auftreten, wenn sich mir jemand anvertraut?“ Emotionen auf Karten aufgeschrieben.

Nun wird die Geschichte (siehe oben) erneut reflektiert und bewertet. **Dabei wird überprüft, ob die Teilnehmenden ihr**

Ranking im Laufe der Reflexion verändert haben:

Gregor und die Mutter werden als System erkannt. Sindbad und die Mutter werden insgesamt am Schlechtesten bewertet. Es gibt im Allgemeinen unterschiedliche Rankings, was für die Methode auch typisch ist.

Als Nächstes werden Plakate mit Fragen ausgelegt:

Welche Strukturen begünstigen Gewalt? Was ist meine Verantwortung? Funktioniert das System, so wie es ist?

Die Gruppe beantwortet auf Plakaten folgende Impulsfragen:

„Was ist meine Verantwortung?“, „Funktioniert das System, so wie es ist? (nicht)“, „Welche Strukturen begünstigen Gewalt?“ (s. Anhang)

Aus zeitlichen Gründen wird der Austausch über die Impulsfragen nicht fortgeführt. Der Workshop wird beendet.



09 Bist Du sicher?

Reflexion von Celine Scheithauer und Lisa Rehbock

Der Workshop „Bist Du sicher?“ behandelte die Nutzung von kreativen Methoden als Ausdrucksform in der Kinder- und Jugendarbeit im Hinblick auf Schutz und Wahrnehmung. Hierfür sind die insgesamt zehn Teilnehmenden selbst kreativ geworden und haben sich mit den Werken des Kunstwettbewerbs „Bist Du sicher?“ beschäftigt.

Der Workshop hat aus unserer Sicht insgesamt gut funktioniert. Alle Teilnehmenden haben sich aktiv auf die Übungen eingelassen, was zu einer lebhaften Konversation führte. Besonders gegen Ende des Workshops hätten wir uns gewünscht, noch mehr Zeit für Gespräche zu haben, da viele persönliche Erfahrungen geteilt wurden. Es war erfreulich zu sehen, dass die Atmosphäre, die wir mit dem Kunstworkshop schaffen wollten, gut gelungen ist und der Raum für kreative Entfaltung und Austausch sich öffnete. Auch die Werke aus dem Wettbewerb „Bist Du sicher?“ von Kinder und Jugendlichen haben neue Perspektiven ins Gespräch gebracht und den Dialog gefördert.

Kreative Methoden halten wir für ein sehr geeignetes Instrumentarium im Schutzdiskurs. Kunst kann einen Schutzraum und Rückzugsort bieten, der es den Teilnehmenden ermöglicht, sich sicher zu fühlen. Dies hängt jedoch stark von der individuellen Person ab.

Oft kann das Sprechen über Kunstwerke oder das kreative Schaffen selbst dazu beitragen, dass Menschen sich öffnen. Manche Kinder oder Jugendliche können nicht so gut mit Worten umgehen oder wissen nicht, wie sie Themen ansprechen sollen, die sie beschäftigen. Da hilft es manchmal ein Bild zu malen, um sich auszudrücken. Zum einen lässt sich über ein Bild sprechen; dabei kann es auch nur als Gesprächseinstieg dienen und muss keine tiefere Bedeutung haben. Zum anderen kann es leichter fallen, über etwas zu sprechen, wenn man sich währenddessen beispielsweise mit den Händen auf etwas Anderes konzentriert. Man muss so seinem Gegenüber auch nicht in die Augen schauen, was im Gespräch erleichternd wirken kann.

Zu dem kann Kunst helfen, Stille auszuhalten, ohne dass eine unangenehme Atmosphäre entsteht. Wie also Kunst als Methode funktioniert, hängt ganz von den Personen ab, die sie nutzen.

Für eine (sozial-)pädagogische Fachkraft sind Offenheit, Ruhe und Geduld entscheidend. Es ist wichtig, sich auf das Malen, Basteln, Zeichnen oder mehr einzulassen. Wenn die Fachkräfte selbst aktiv teilnehmen, kann dies die Atmosphäre auflockern und die Teilnehmenden ermutigen und Inspiration geben, selbst etwas zu machen. Je nachdem wie sich diese verhalten und wie alt sie sind, kann dies leichter oder schwerer umzusetzen sein. Wichtig ist dabei, flexibel mit den eigenen Ansprüchen umzugehen: zum einen in Bezug auf das eigene kreative Produkt und zum anderen auf das, was sich im Gespräch ergibt. Es ist nicht zu erwarten, dass sich immer ein tiefergehendes Gespräch ergibt oder das am Ende ein „gutes“ kreatives Produkt entsteht. Der Prozess ist oft mehr das Ziel.

Wir empfehlen kreative Methoden für alle Zielgruppen, die bereit sind, sich darauf einzulassen – unabhängig vom Alter. Kunst kann nicht nur Kindern und Jugendlichen, sondern auch Erwachsenen helfen, sich zu entspannen und ihre Gedanken zu ordnen. Dabei können die Reaktionen der verschiedenen Altersgruppen auf kreative Methoden sehr unterschiedlich sein.

Grundsätzlich bietet Kunst nicht nur einen kreativen Ausdruck und Spaß, sondern auch eine wertvolle Möglichkeit zur Selbstreflexion und zum persönlichen Wachstum.





Herausgeberin

Stadt Osnabrück
Die Oberbürgermeisterin
Fachbereich für Kinder, Jugendliche und Familien
Fachdienst Jugend, Qualitätsentwicklung

Niedersachsenstraße 7
49074 Osnabrück

Februar 2025